

Prof. Dr. Thomas Spiegler

Theologische Hochschule Friedensau

Vortrag auf dem Studientag der ACK Hamburg und Schleswig-Holstein

04.09.2017 Kloster Nütschau

Gerechtigkeit ist keine Lösung

Eine Orientierung auf der Suche nach den Regeln unseres Miteinanders

(unredigiertes Vortragsmanuskript)

Ich wurde eingeladen zu einem Vortrag zum Thema soziale Gerechtigkeit. Und mein Titel lautet: Gerechtigkeit ist keine Lösung. Verstehen sie das nicht als Absage an das gewünschte Thema – ganz im Gegenteil. In der kommenden Dreiviertelstunde möchte ich mit ihnen durch drei Themenräume gehen.

Wir starten bei der großen Frage was Gerechtigkeit sein kann, werfen dann einen Blick auf den Bildungsbereich und kommen schließlich zum Feld der Kirchen und Gemeinden. Immer mit Blick auf das Oberthema soziale Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit

Gehen wir in den ersten Raum. Was kann Gerechtigkeit sein? In 20 Tagen haben wir Bundestagswahl. Überall sieht man großformatige Plakate mit vollmundigen Versprechen oder Zielstellungen. Einige Parteien sind für eine Reichensteuer – andere sind dagegen. Einige sind für die Bürgerversicherung – andere wollen am bisherigen Modell aus privater und gesetzlicher Krankenversicherung festhalten. Einige sind für Gerechtigkeit – andere sind auch für Gerechtigkeit. Das ist seltsam. So verschieden die Programme sind – alle Parteien präsentieren sich als Verfechter der Gerechtigkeit.

Zum Beispiel heißt es: „Solidarität und soziale Gerechtigkeit sind unverzichtbar. Wir lassen niemanden zurück.“ Das ist die CDU die da angeblich vorangeht und das Tempo etwas rausnehmen würde, damit alle mitkommen.

Die SPD hat es sowieso mit der Gerechtigkeit dies Jahr – da heißt das ganze Programm „es ist Zeit für mehr Gerechtigkeit“.

DIE LINKE nennt sich die Kraft, die für soziale Gerechtigkeit und Frieden und kämpft.

Eine andere Partei fordert im Wahlprogramm mehr Gerechtigkeit bei Scheidungen - aber das ist jetzt keine Alternative.

Die Liberalen wollen Chancengerechtigkeit im Bildungsbereich. Ich werde später auf Bildung ja nochmal zurückkommen. Chancengerechtigkeit das versuche ich dann deutlich zu machen - ist ein ziemlich mieser Begriff.

Die Grünen sind für soziale Gerechtigkeit für globale Gerechtigkeit und sagen, dass sie sowieso immer Gerechtigkeit im Sinn haben. Also falls sie an Gerechtigkeit interessiert sind – es ist anscheinend völlig egal wen sie wählen. Alle sind für Gerechtigkeit. Keine einzige Partei will Ungerechtigkeit.

Und doch ist das, was sie Vorhaben im Detail oft sehr verschieden. Seltsam oder? Hier ist der erste Link zu meinem etwas provokanten Titel: „Gerechtigkeit ist keine Lösung“. Wenn wir darüber reden wollen wie wir miteinander leben genügt es nicht von Gerechtigkeit zu sprechen. Darunter kann man offensichtlich sehr verschiedene Dinge verstehen.

Gerechtigkeit als Begriff ist wie ein schönes Geschenkpapier. Alles Mögliche kann man darin einpacken um es vielversprechend aussehen zu lassen. Deswegen kommen wir nicht umhin diese schöne Papier aufzureißen und genauer zu schauen, was sich darunter verbirgt.

Als erstes schlage ich vor, dass wir uns etwas beschränken. Gerechtigkeit ist ein weites Feld. Wenn wir es gründlich ausleuchten täten, dann müsste ich jetzt bei Platon anfangen und hätte es bis zum Abend höchstens bis Aristoteles geschafft. Das wollen sie nicht wirklich. Ich lasse mich von dem im Programm genannten Begriff der sozialen Gerechtigkeit leiten. Das ist ein junger Begriff, der erst im 19. Jahrhundert im Kontext der katholischen Soziallehre auftauchte. Inzwischen ist das Schlagwort „soziale Gerechtigkeit“ aus unserer politischen Debatte kaum wegzudenken. Will man knapp umreißen was damit gemeint ist kann man heute in Anlehnung an Stefan Hradil sagen: (nach Funke 2017)

Soziale Gerechtigkeit umfasst moralisch begründete und allgemein akzeptierte Regeln zur Verteilung knapper, begehrter Güter und beschwerlicher Lasten. Es geht also um begehrte Güter, die aber knapp sind, oder um Lasten, die eigentlich keiner haben will und nun brauchen wir Regeln wie wir beides verteilen. Sind diese Regeln moralisch begründet und allgemein akzeptiert haben wir soziale Gerechtigkeit.

Ein Beispiel: für 15:00 Uhr steht auf dem Programm Kaffee und Kuchen. Nehmen wir an Kaffee und Kuchen sind begehrt aber knapp – oder zumindest begrenzt in der verfügbaren Menge. Und dann ist da noch die beschwerliche Last das vorzubereiten und hinterher abzuräumen, das Geschirr zu spülen etc. Wie verteilen wir nun beides? Finden wir eine Regel, die alle akzeptieren?

In diesem kleinen begrenzten Bereich wird uns das gelingen. Ich nehme an wir fühlen uns alle der Norm verpflichtet, dass jeder etwas vom Kuchen abbekommt. Und die Last ist per Tauschgeschäft zugewiesen. Es gibt Personen, die gegen hoffentlich faire Bezahlung die Last übernehmen. Was wir hier im Kleinen praktizieren funktioniert in der Gesellschaft genauso. Gegen Geld weisen wir kollektive Lasten einzelnen Personen zu. Polizei- und Militäraufgaben zum Beispiel. Wir kaufen uns sozusagen frei von der Last. Aber der Preis, den wir dafür bezahlen müssen, der steht immer neu zur Debatte.

Wenn wir über soziale Gerechtigkeit reden, dann geht es in erster Linie um die sogenannte Verteilungsgerechtigkeit (wer bekommt wie viel) und um Tauschgerechtigkeit (wie tauschen wir Güter und Leistungen untereinander). Es gibt noch andere Bereiche, z.B. die Verfahrensgerechtigkeit bei der im Mittelpunkt steht wie Entscheidungen getroffen werden. Unser Wahlsystem ist eine Frage der Verfahrensgerechtigkeit. Ich beschränke mich im Folgenden weitgehend auf den ersten Bereich – die Verteilungsgerechtigkeit, und dabei beleuchte ich in erster Linie ein paar zentrale Positionen der gegenwärtigen Diskussion. Also nicht der Anspruch einer umfassenden Darstellung – sondern lediglich der Versuch, das Problem etwas in den Griff zu bekommen.

Lassen sie mich ein kleines Gleichnis erzählen. Es stammt von Amartya Sen. Der aus Indien stammende Sen, der lange in Harvard lehrte, den Nobelpreis für Ökonomie erhielt, ist einer der einflussreichsten Gerechtigkeitsphilosophen unserer Zeit. Er steht für den sogenannten capability

approach – also den Blick auf die Verwirklichungschancen. Von ihm gibt es ein dickes Buch mit dem Titel *Die Idee der Gerechtigkeit*. Und in der Einleitung erzählt er folgendes Gleichnis:

Da sind drei Kinder – Anne Bob und Carla. Und es gibt eine Flöte, um die sich die drei streiten. Anne sagt: ich muss die Flöte bekommen, denn ich bin die einzige die Flöte spielen kann. Nur ich kann die Flöte so nutzen wie sie gedacht ist. Die anderen beiden, Bob und Carla stimmen zumindest zu, dass wirklich nur Anne Flöte spielen kann – aber sie ziehen daraus nicht den Schluss, dass sie die Flöte bekommen sollte.

Bob sagt: ich habe von uns dreien am wenigsten. Kein Spielzeug, kein Instrument – ich sollte die Flöte bekommen, dann habe ich wenigstens etwas Schönes zum Zeitvertreib. Die beiden Mädchen, Anne und Carla stimmen zu, dass sie tatsächlich viel mehr Dinge besitzen als Bob.

Allerdings, und jetzt kommt Carlas Argument, allerdings reklamiert Carla die Flöte für sich selbst, denn sie hat in langer und sorgfältiger Arbeit in den vergangenen Wochen die Flöte selbst geschnitzt und hergestellt. Und nun ist sie fertig – sie probiert die ersten Töne und da kommen die beiden anderen, also Anne und Bob, und wollen ihr ihre eigene mühsam gefertigte Flöte wegnehmen.

Soweit das kleine Gleichnis von Amartya Sen. Hört man nur die Position eines Kindes, ist man geneigt, diesem Recht zu geben. Aber in der Abwägung mit den Argumenten der anderen wird es schwierig. Das Gleichnis führt uns zum Kern aller Diskussion über Gerechtigkeit – es gibt sehr verschiedene Verteilungsregeln – die für sich beanspruchen in bestimmter Hinsicht gerecht zu sein.

Vertreter des Egalitarismus – also strenge Verfechter der Gleichheitsidee würden dem armen Bob Recht geben, weil es ihr Ziel ist Ungleichheiten auszugleichen. Libertäre Vertreter des Leistungsgedankens würden sofort Carla zustimmen – denn der Mensch soll über die Früchte seiner Arbeit frei verfügen. Arbeit muss sich wieder lohnen lautet hier das Credo. Und Anne die einzige Flötenspielerin kann auf die Zustimmung der Utilitaristen hoffen – da sie so am besten das Glück aller steigern kann.

Wenn heute in unserer Gesellschaft über Gerechtigkeit diskutiert wird, dann sind es mindestens vier verschiedene Prinzipien dabei eine Rolle spielen.

- Erstens das Gleichheitsprinzip – es fordert dass Menschen den gleichen Anteil an Rechten, Gütern, oder Lasten erhalten. Die Kosten einer Klassenfahrt werden z.B. in der Regel nach diesem Prinzip verteilt, alle Eltern sollen den gleichen Betrag zu den Gesamtkosten beisteuern.
- Zweitens prägt uns stark das Leistungsprinzip. Individuelle Leistung wird belohnt und wer für sich selbst arbeitet dem gehören auch die Früchte seiner Arbeit. Schulnoten funktionieren nach diesem Prinzip, auch die Idee von Stundenlöhnen.
- Ein drittes Prinzip ist das Bedarfsprinzip das darauf abzielt Bedürftigen ein bestimmtes Mindestmaß an Gütern zukommen zu lassen. Wenn ich in meiner Statistikvorlesung versuche mit allen kreativen Mitteln die Korrelationsrechnung zu erklären und dann meldet sich doch ein Student fragt nach und ich erkläre es noch einmal – dann ist das das Bedarfsprinzip. Jeder bekommt so viel bis er oder sie es verstanden hat – zumindest im Moment. Im Sozialstaat funktionieren Hartz IV oder Wohngeld oder Kindergeldzuschlag teilweise nach dieser Logik.
- Ein viertes Prinzip ist das Anrechtsprinzip. Menschen haben aufgrund bestimmter Merkmale Anrechte auf bestimmte Dinge. Das können allgemeine Menschen- oder Bürgerrechte sein. Früher waren spezielle Anrechte von Statusgruppen weit verbreitet. Der Fürst der Klerus –

sie alle hatten Anrechte die andere nie erreichen konnten. Wir finden das heute noch z.B. bei dem Chefarztparkplatz vor der Klinik. Oder schauen sie sich an nach welchen Regeln in Unternehmen Büros verteilt werden. Eine heftig umstrittene Frage bei der es ebenfalls um Anrechte geht ist die gegenwärtige Diskussion um die Erbschaftssteuer. Traditionell haben die Kinder eines Verstorbenen ein natürliches Anrecht auf dessen Eigentum. Befürworter eine höheren Erbschaftssteuer stellen diese Infrage – manchmal mit dem Argument, dass es unverdientes Vermögen ist, dass es nicht erarbeitet wurde. D.h. sie wollen einen Gedanken des Leistungsprinzips auf diesen Bereich anwenden.

Jedes dieser vier Prinzipien (Gleichheit, Leistung, Bedarf, Anrecht) hat seinen Bereich, in dem wir es für gerecht und fair halten. Keines dieser Prinzipien ist per se gut oder schlecht, gerecht oder ungerecht. Wenn über Gerechtigkeit gestritten wird, dann über die Frage, welches Prinzip auf welchem Gebiet wie viel Raum erhalten sollte. Gerechtigkeit ist nicht die Lösung des Problems – sondern unser Wunsch nach Gerechtigkeit ist die Ursache der Debatte über diese Prinzipien. Gerechtigkeit meint lediglich die Existenz einer allgemein anerkannten und im Idealfall moralisch fundierten Regel.

Eine solche Regel wollen alle. Keiner favorisiert Willkür eines Alleinherrschers oder puren Zufall. Aber welches der Gerechtigkeitsprinzipien wo Anwendung finden soll – das sorgt für große Diskussion und das nicht erst in unserer Zeit.

Die Vielzahl von Theologen hier im Raum legt es nahe an dieser Stelle noch auf ein sehr schönes einschlägiges neutestamentliches Gleichnis zu verweisen. Ein sehr soziologisches Gleichnis wie ich finde, das unter dem Titel: die Arbeiter im Weinberg bekannt ist. Da wird vom Weinbergbesitzer ein Tageslohn von einem Denar mit den Arbeitern vereinbart. Leistungsprinzip. Für Arbeit gibt es Lohn. Und dann werden spät am Nachmittag auch noch ein paar Arbeiter rekrutiert. Diese erhalten dann bei der öffentlich inszenierten Lohnauszahlung zuerst ihren Lohn – und zwar auch einen Denar. Und diejenigen, die den ganzen Tag gearbeitet hatten spekulieren natürlich immer noch auf das Leistungsprinzip und denken – wenn die einen Denar bekommen für eine Stunde dann bekomme ich für den ganzen Tag.... Als sie dann an der Reihe sind und auch nur einen Denar erhalten gibt es großen Ärger. Plötzlich gilt das Gleichheitsprinzip. Plötzlich andere Regeln.

Das ist ein wiederkehrendes Muster auch in gegenwärtigen Debatten. Wenn das Leistungsprinzip etwas Raum abgeben soll zugunsten des Gleichheitsprinzips klagen die am lautesten, die sich um ihre Vorteile sorgen. Wer verteidigt am stärksten das mehrgliedrige Schulsystem? Hier in Hamburg haben sie ja breite Erfahrung mit diesem Thema. Es sind meist die bessergestellten Akademikereltern.

Fürs erste kann man festhalten, dass es sehr verschiedene Gerechtigkeitsprinzipien gibt. Es ist nicht die Frage ob etwas gerecht oder ungerecht ist – sondern eher nach welchen Regeln Gerechtigkeit erreicht werden soll. Der Wunsch nach Gerechtigkeit - er löst kein Problem – er schafft es.

Bildung

Ich möchte nun mit ihnen in den zweiten Raum gehen: Bildung. Zum einen weil Bildungsungleichheit ein Forschungsschwerpunkt von mir ist, zum anderen weil man am Bereich Bildung die Tücken so mancher Gerechtigkeitsargumentation sehr gut verdeutlichen kann. Spätestens seit PISA 2000 ist die Frage der Bildungsungleichheit wieder in den allgemeinen Medien angekommen.

Jede Woche kann man irgendwo in den Medien von unserem ungerechten Bildungssystem lesen.

Ich gebe ihnen mal zwei Zahlen, die oft zur Verdeutlichung herangezogen werden – es geht um den sogenannten Bildungstrichter: Von 100 Kindern deren Eltern studiert haben werden 77 auch studieren. Von 100 Kindern deren Eltern nicht studiert haben, sind es 23 die ein Studium beginnen. 77 zu 23 – das wird quer durchs Land nicht nur als Ungleichheit wahrgenommen, sondern auch als Ungerechtigkeit.

Je jünger die Kinder sind auf die man schaut, desto stärker wird die Kritik an der Ungleichheit. Selbst hartgesottene Libertäre, die an die Freiheit des Marktes glauben, sagen nicht: Ein Kind das von den Eltern etwas vernachlässigt wurde hat halt Pech gehabt. Das liegt daran, dass die Legitimation des Leistungsprinzips darauf beruht, dass es einen fairen Wettbewerb gibt in dem alle eine Chance haben und in dem nur individuelle Leistung bewertet wird.

Um das zu erreichen sind also selbst Kritiker des Egalitarismus bereit, am Lebensanfang eines Menschen irgendwas mit dessen Chancen zu machen. Die Grundidee des Leistungsprinzips ist, dass Menschen entsprechend ihrer Leistung belohnt werden. Das setzt natürlich voraus, dass alle eine Chance habe etwas zu leisten. Wenn einigen diese Chance verwehrt ist und andere mit einem großen Bonus starten, dann würde das der Grundidee des Leistungsprinzips zuwiderlaufen. Deswegen braucht das Leistungsprinzip die Annahme einer fairen Chancenverteilung am Anfang. Die etwas Linkeren sprechen von Chancengleichheit, die etwas liberaleren eher von Chancengerechtigkeit.

Bis hierhin mag das noch ganz logisch klingen, denkt man aber weiter treten die Grenzen dieser Idee sehr schnell zutage. Dass der Begriff Chancengerechtigkeit kaum etwas taugt leuchtet schnell ein – denn er sagt viel zu wenig. Wie wir gesehen haben kann man sehr unterschiedliche Prinzipien für gerecht halten: Gleichheit, Leistung, Bedarf, Anrecht. Zu diesen wichtigen Details, wie denn die Chancen verteilt werden sollen, sagt kaum jemand etwas – in der Wahlkampfredede genügt das Schlagwort Bildungsgerechtigkeit und Chancengerechtigkeit denn es klingt schon mal irgendwie gut.

Dem Begriff Chancengleichheit muss man zugutehalten, dass er konkreter ist. Aber unglücklicherweise ist Chancengleichheit ein Ding der Unmöglichkeit. Ich schätze sehr den guten Willen der hinter dem Begriff steht – muss ihn aber doch klar kritisieren. Aus zwei Gründen – zum einen ist Gleichheit von Chancen an sich wenig wert und zum anderen ist der Preis den man für sie zahlen müsste viel zu hoch. Aber bevor ich das etwas ausführe, erzähle ich kurz die Geschichte von Mr Jencks and Ms. Higgins.

Vor 30 Jahren verfasste Christopher Jencks einen Aufsatz den er mit der Frage überschrieb: Wen müssen wir gleich behandeln, damit die Bildungschancen gleich sind? Er diskutiert dies an einer fiktiven Ms. Higgins, die einer Grundschulklasse Lesen beibringen möchte. Ms. Higgins ist selbst für die Angleichung von Bildungschancen und nun stellt sich die Frage, was muss sie tun um ihrem Ideal gerecht zu werden. Jencks diskutiert verschiedene Optionen.

Die erste Option wäre alle Kinder exakt gleich behandeln. Alle bekommen die gleiche Aufmerksamkeit, die gleiche Zeit. Wenn sie das tut wird sie bemerken, dass einige Kinder mehr Interesse und Begeisterung für Lesen zeigen als andere. Und sie ist versucht darauf mit extra Aufmerksamkeit zu reagieren anstatt die Zeit bei den Kindern zu „verschwenden“ die sich keinerlei Mühe geben. So als gäbe es einen Vertrag der sagt: „ich tue mein Bestes wenn ihr es auch tut“. Das ist dann schon eine Form des Leistungsprinzips. Aber Ms. Higgins ist eine reflektierte Lehrerin und fragt sich irgendwann: Warum sind manche der Kinder so motiviert und andere sind es nicht? Ist es fair sich davon abhängig zu machen? Soll ein siebenjähriges Kind Nachteile haben nur weil es lieber mit einem Ball dribbeln lernt als Buchstaben auszumalen?

Ms. Higgins könnte stattdessen Bildung als Menschenrecht verstehen. Alle Kinder haben das Recht gut Lesen zu lernen. Und dann greift das Bedarfsprinzip – was immer im Einzelfall dafür nötig ist an Aufwand sollte aufgebracht werden. Das Kind, das zu Hause keine Bücher hat, keine Leseförderung erhält bekommt dann von Ms. Higgins viel mehr Unterstützung und Zuwendung als ein Kind das bspw. mit seinem älteren Geschwisterkind schon fast komplett Lesen gelernt hat. Sie bemüht sich also die Ungleichheiten in den sozialen Bedingungen unseres Aufwachsens auszugleichen um alle auf ein bestimmtes Leseniveau zu führen.

Aber wenn sie das eine Weile macht, wenn sie alle Ungleichheiten in den bisherigen Aufwuchsbedingungen kompensieren könnte, dann wird sie feststellen, dass die Kinder in ihren natürlichen Fähigkeiten nicht gleich sind. Wir haben nicht nur unterschiedliche Augenfarben und Nasenformen geerbt, sondern auch ungleiche Fähigkeiten intellektuelle Herausforderungen zu bearbeiten.

Und in der Praxis sind Umfeldeinflüsse und ererbte Dispositionen natürlich nicht so klar trennbar wie wir das in der Theorie machen können. Unsere gute Ms. Higgins kommt hier in sehr schwieriges Gelände. Wenn es so etwas wie ererbtes Talent gibt, dann kann kein Kind etwas dafür ob es viel oder wenig hat. Ist es fair unsere Lebenschancen an die Lotterie der Gene zu knüpfen?

Kleiner Exkurs: Im Wahlprogramm der Grünen steht, dass es ein Skandal ist, dass es für Kinder aus Arbeiterfamilien so schwierig ist aufzusteigen. Ich finde den Begriff Skandal etwas hart auch weil ich nach einigen Jahren Forschung in dem Bereich glaube, dass hier etwas übertrieben wird mit den Schwierigkeiten der Arbeiterkinder. Und dann heißt es weiter bei den Grünen im Programm: „Zu oft bestimmt die Herkunft über die eigene Zukunft und nicht Talent oder Fleiß“. Also, so verstehe ich das, wenn die Herkunft Einfluss hat ist das schlecht, wenn es Talent oder Fleiß sind ist das gut. Das ist pures Leistungsprinzip. Und ich frag mich: Ist Talent nicht etwa auch Herkunft?

Was ist an Talent weniger Herkunft als an reichen Eltern die ein teures Internat zahlen? Und Fleiß – diese intrinsische Motivation alles richtig gut zu machen – spielt da nicht auch die Veranlagung mit hinein? So richtig überzeugend finde ich die Talent-und-Fleiß-Rhetorik der Grünen dann doch nicht.

Zurück zu Ms. Higgins. Wenn sie es mit der Chancengleichheit richtig ernst nehmen würde, wäre sie erst davon überzeugt dass es ähnliche Chancen gibt, wenn es ähnliche Ergebnisse gibt. Und um das zu erreichen müsste sie sich immer mit dem Kind beschäftigen, dass gerade am schlechtesten im Lesen ist – und trotzdem würde sie wohl nie den Punkt erreichen, an dem alle gleich gut lesen können. Und dann erklären sie mal den Eltern der talentierten Kinder, warum ihre Kinder gar nicht mehr gefördert werden.

Sie sehen, man braucht nur eine motivierte Lehrerin vor eine Schulklasse zu stellen und schon holt man sich alle Probleme der Gerechtigkeitsphilosophie auf den Tisch.

Ich hatte vorhin gesagt mit der Chancengleichheit das wir schwierig, weil ihr Wert fragwürdig und ihr Preis zu hoch ist. Ich komme jetzt darauf zurück.

Zum ersten – dem Wert: Es gibt eine ganze Reihe von Beiträgen im Bereich der Gerechtigkeitsphilosophie die den Wert von Gleichheit kritisch hinterfragen. Wir haben jetzt nicht die Zeit das ausführlich zu betrachten – aber ein paar Aspekte möchte ich aufzeigen.

Ein Beispiel: In einer Region die von Bürgerkrieg, Naturkatastrophen und Misswirtschaft zerrüttet ist, kann es sein, dass es keine funktionierenden Schulen gibt und kein Kind eine Chance auf gute Bildung hat. Die Chancen sind schlecht – aber gleich schlecht. Aber welchen Wert hat diese Gleichheit? Von Harry Frankfurt gibt es einen kleinen lesenswerten Aufsatz mit dem Titel „*Gleichheit und Achtung*“ in dem er argumentiert, dass die Achtung einer Person wertvoller ist als eine bloße Fixierung auf die Herstellung von Gleichheit.

Oder zugespitzt: Gute Chancen sind mehr wert als gleiche Chancen. Und in zentralen Lebensbereichen geht es uns eher um absolute Standards, nicht um relative.

Wenn wir von Menschenwürde, Nahrung, Obdach, medizinischer Hilfe, Schutz vor Gewalt oder Bildung sprechen, dann haben wir immer ein bestimmtes Mindestmaß vor Augen, das in diesem Bereich gewährleistet sein sollte. Das Ziel allen Menschen das Erlernen von Lesen, Schreiben, Rechnen zu ermöglichen ist wertvoller als das Ziel lediglich Gleichheit in den Lernmöglichkeiten herzustellen.

Zum zweiten Kritikpunkt, der Preis. Chancengleichheit wird, wie ich vorhin erwähnte, oft im Zusammenhang mit dem Leistungsprinzip gedacht. Ist erst einmal Chancengleichheit gegeben, so die Idee, basieren die Ungleichheiten die dann entstehen nur auf unterschiedlichen individuellen Leistungen.

Aber denken wir das mal zu Ende. Da sind 50 Kinder die angeblich alle die gleichen Bildungschancen haben. Manche strengen sich mehr an, andere weniger manche haben Glück andere weniger und 20 Jahre später verfügen daher einige über viele Ressourcen (Bildung, Geld, Beziehungen, Gesundheit) und andere über wenig. Bis hierhin ist das nach dem Leistungsprinzip noch legitim. Wenn diese groß gewordenen Kinder nun selbst Kinder bekommen, sollen diese Kinder aber alle wieder die gleichen Chancen haben. Und das wird schwierig.

Alles was wir über Sozialisation wissen sagt uns, dass schon frühzeitig im familiären Kontext entscheidenden Prozesse der Bildung und Prägung stattfinden. Für echte Chancengleichheit müsste man die Kinder möglichst früh dem elterlichen Einfluss entziehen, oder sich massiv in das Familienleben einmischen. Es wäre ein Preis an Freiheit zu zahlen, den niemand freiwillig bereit ist zu zahlen. Das Leistungsprinzip braucht, damit es funktioniert, die Chancengleichheit, aber dort wo es gilt, macht es Chancengleichheit langfristig zunichte.

So bleibt Chancengleichheit höchstens ein Zielpunkt, der hilft aufzudecken, wo wir in unserem Bildungssystem selbst zur unvermeidbaren Ungleichheit noch beitragen. Erreichen werden wir Chancengleichheit nie – und wahrscheinlich auch nie voll erreichen wollen.

Im Bildungsbereich kann man anhand von Beispielen aus den USA noch ein weiteres kniffliges Gerechtigkeitsproblem betrachten. Der Versuch Gerechtigkeit herzustellen kann sehr schnell als neue Ungerechtigkeit empfunden werden. Die Zulassung zu begehrten Universitäten erfolgt meist basierend auf den Ergebnissen eines Tests, den alle Studienbewerber machen müssen. Allgemein gilt, die besten werden genommen. Aber es gibt Unis, die Bewerber aus ethnischen Minderheiten einem weißen Bewerber vorziehen selbst wenn sie schlechtere Testergebnisse haben.

Das ist affirmative action Politik – also positive Diskriminierung. Wir kennen das hier meist nur aus Diskussionen um die Frauenquote. Die Argumente für diese Praxis sind Förderung von Vielfalt und Ausgleich für frühere Benachteiligungen. Aber ist es gerecht einen besser qualifizierten Bewerber abzulehnen nur weil er keiner Minderheitenethnie zugehört? Die Frage wurde in den USA bis zu den

höchsten Gerichten verhandelt – kontrovers und mit widersprüchlichen Ergebnissen. Das Grundproblem dahinter ist folgendes – will man erst einmal konsequent Gleichheit herstellen, auch Gleichheit in Ergebnissen, dann tut sich ein sehr weites Feld auf an Dingen, die es anzugleichen gäbe. Und hat man eine Ungleichheit angeglichen tritt eine andere dafür umso deutlicher zu Tage.

So haben wir im Bildungsbereich das Dilemma, dass wir uns bemühen Chancen anzugleichen und uns im selben Moment aber davor hüten werden, sie vollkommen gleich zu machen. Kein Wunder also – dass dieser Bereich immer ein politisches Streitfeld darstellt.

Kirchen und Gemeinden

Ich komme zum dritten und letzten Teil. Was hat die Debatte über Gerechtigkeit mit Kirche und Gemeinde zu tun. Zwei Gedankenstränge möchte ich aufmachen. Zum einen – wie trägt unser Nachdenken über Gerechtigkeitsansätze dazu bei, Gemeinde zu verstehen und zum anderen welche Rolle könnte Kirche übernehmen in Hinblick auf soziale Gerechtigkeit.

Der erste Gedanke: Gemeinde Verstehen. Auch Gemeinden sind soziale Räume in denen wertvolle und knappe Güter, sowie Lasten zu verteilen sind. Auch in Gemeinden gibt es geschriebene und ungeschriebene Regeln nach denen dies geschieht. Ein Pastor, eine Pfarrerin, ein Priester haben nur eine begrenzte Menge an Zeit für ihre Gemeinde zur Verfügung? Wie sollen sie das aufteilen?

Ein Pfarrer der nur mit der Jungen Gemeinde Zeit verbringt und nie zum Seniorentreff erscheint – den würde man wohl mit dem Gleichheitsprinzip konfrontieren – alle wollen etwas Aufmerksamkeit und Begleitung.

Jedoch endet das Gleichheitsprinzip wohl bei Krankenbesuchen – da ist es wahrscheinlich in Ordnung nach Bedarfsprinzip zu handeln. Und wenn ein Gemeindemitglied stirbt erwarten die Angehörigen ein Anrecht auf eine Beerdigung mit angemessener Trauerfeier.

Aber wie ist es wenn ein langjähriges engagiertes Gemeindemitglied 50. Geburtstag hat, jemand der viele Jahre im Pfarrgemeinderat mitarbeitete, oder ehrenamtlich regelmäßig als Organistin die Gottesdienste mitgestaltete – kann diese Person etwas mehr Wertschätzung und Aufmerksamkeit erwarten als jemand der am Rand der Gemeinde steht? Ist das dann schon Leistungsprinzip?

So manche Konflikte in Gemeinden werden transparenter – wenn man die verschiedenen Gerechtigkeitsprinzipien offen legt nach denen Menschen ihre Ansprüche und Erwartungen ausrichten.

Und mit Sicherheit funktioniert jede Gemeinde und Gruppe etwas anders. Innerhalb von engen Familiengruppen verteilen wir viel nach Bedarfsprinzip. Wenn der Sportverein einen Ausflug macht, werden die Kosten wohl nach dem Gleichheitsprinzip geteilt. In größeren Gruppen entstehen dagegen eher Strukturen, die auch Leistung und positionsbezogene Anrechte mit ins Spiel bringen.

Eine Kirchgemeinde in einer traditionsreichen, touristisch relevanten Großstadtkirche wird andere Prinzipien entwickeln als eine kleine Dorfgemeinde mit nur 12 aktiven Mitgliedern. Eines haben alle gemeinsam – es braucht Regeln nach denen knappe begehrte Güter und unbequeme Lasten verteilt werden. Derartige Regeln existieren, oft ungeschrieben und eine Verletzung derselben wird als Ungerechtigkeit empfunden.

Ich komme zu dem zweiten Gedanken, welche Rolle kann Kirche in Hinblick auf soziale Gerechtigkeit übernehmen. In den vergangenen 100 Jahren hat das Christentum in Europa einen zahlenmäßigen

Schrumpungsprozess erlebt. Kirche und Theologie haben weniger Einfluss auf die Lebenspraxis der Einzelnen. Angestiegen ist jedoch das Gewicht und Anspruch mit dem sich Kirche in soziale Sachverhalte und politische Entscheidungsprozesse einbringt. Im Mittelpunkt steht dabei oft das Schlagwort „soziale Gerechtigkeit“.

Ein Kollege aus Bochum hatte vor ein paar Jahren analysiert, welche Rolle dem Begriff soziale Gerechtigkeit auf den Katholikentagen und den Ev. Kirchentagen in Deutschland in den letzten Jahrzehnten zukam.

In der Nachkriegszeit lag der Fokus eher auf Neugestaltung und Rechristianisierung Deutschlands mit einer sozialen und gerechten Ordnung. Ab den 60er Jahren rückten dann globale Ungleichheiten ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die sogenannte Dritte Welt. Des Weiteren wurden christliche Implikationen des Begriffs soziale Gerechtigkeit zunehmend in säkulare, politische Botschaften übersetzt. Gegenwärtig gewinnt die vermeintlich wachsende Ungleichheit in Deutschland an Aufmerksamkeit und soziale Gerechtigkeit wird zur Frage der Verteilung von Reichtum und Chancen in Deutschland.

Damit ist grob umrissen wie man gegenwärtig insgesamt Kirchen in Bezug auf Gerechtigkeit wahrnehmen kann. Auf Kirchentagen, in gut gefüllten Weihnachtsgottesdiensten oder in sozialpolitischen Verlautbarungen – immer wird soziale Gerechtigkeit angemahnt, und ein größeres Engagement gegen Armut und Benachteiligung gefordert.

Auf lokaler Ebene gibt es aus den christlichen Kirchen und Gemeinden heraus in Deutschland unzählige Angebote die sich um der Gerechtigkeit willen um die Unterstützung benachteiligter bemühen. Das ist absolut anerkennenswert – aber nicht immer einfach. Kleine Initiativen kommen mit ihrem ehrenamtlichen Personal oft an die Grenzen von Zeit und Know-how.

Wenn solche Initiativen groß werden, wie z.B. das mit Spenden und medialer Aufmerksamkeit überhäufte Christliche Kinder- und Jugendhilfswerk Die Arche, dann kann es Ziel- und Methodenkonflikte geben mit anderen Professionellen in diesem Bereich – in diesem Beispiel Konflikte mit anderen Trägern im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe.

Und die hochgradig professionalisierten big player wie bspw. Diakonie und Caritas bekommen nicht selten die Spannung zu spüren zwischen dem christlichen Leitbild einerseits und den Details in Arbeits- und Tarifverträgen mit eigenen Mitarbeitern auf der anderen Seite. Es ist nicht immer leicht für Gerechtigkeit kämpfen zu wollen.

Wenn ich mit meinem Vortragstitel behaupte Gerechtigkeit ist keine Lösung – dann heißt das weitergedacht – es ist keine Lösung wenn Kirche sagt wir stehen für soziale Gerechtigkeit. Das behaupten alle. Die Frage ist, welches Gerechtigkeitsprinzip auf welchem Gebiet wie viel Raum erhalten soll. Christliche Kirchen sind von ihrer Theologie und Tradition her dafür prädestiniert, das Bedarfs- und Anrechtsprinzip hochzuhalten und eine unreflektierte Ausweitung des Leistungsprinzips zu hinterfragen.

Wir stehen immer in der Gefahr der Illusion von Chancengleichheit und Leistung auf den Leim zu gehen. Ich habe in den vergangenen Jahren viel über erfolgreiche Bildungsaufsteiger geforscht. Junge Menschen aus einfachen Verhältnissen die am Ende mit Bestleistungen begehrte Stipendien erhielten. Hörer und Leserinnen lieben solche Geschichten: dieses vom Aschenputtel zur Prinzessin Muster. Durch Leistung, Willen und Fleiß....

Und dann erzählt mir während meiner Forschungsinterviews die erfolgreiche Studentin im Gespräch von ihrem kleinen Bruder, der doppelt so viel wie sie für die Schule ackern musste und am Ende glücklich war mit einer Drei, während sie anscheinend spielend die Einsen holte.

In manchem Erfolg den unser System belohnt steckt weit weniger individuelle Leistung als angenommen und andererseits führt individuelle Leistung nicht immer zu dem erhofften Erfolg.

Wir brauchen in unserem marktwirtschaftlichen Wirtschaftssystem das Leistungsprinzip – aber die große Metaerzählung die es uns liefern möchte – die sollten wir nicht zu sehr glauben. Weder gibt es Chancengleichheit noch ist es nötig alles nach dem Leistungsprinzip zu verteilen. Es gibt viele Bereiche, in denen man auch ohne den großen Systemwechsel dem Bedarfs- und Anrechtsprinzip mehr Raum geben kann.

Im Bildungsbereich beispielsweise ist es nicht das größte Problem, dass der Bildungserfolg von Kindern auch vom Bildungsstand der Eltern abhängt. Das wird man nie ganz verhindern können. Aber das jeder 6. Fünfzehnjährige in Deutschland nur auf einem so rudimentären Niveau Lesen kann, dass weitere qualifizierte Ausbildungswege fraglich sind, das ist ein echtes Problem. Und das löst man nur mit Bedarfsgerechtigkeit.

Die christlichen Kirchen und Gemeinschaften können aus ihrer Theologie heraus dazu beitragen, sinnvolle Regeln für das Miteinander zu finden. Aus dem bedingungslosen Grundwert, der jedem Menschen zugesprochen wird, lassen sich Anrechte und Bedarfsregeln ableiten, die Menschen nicht vorschnell einer Leistungslogik unterwerfen.

Die Aushandlung dieser Regeln wird immer ein zäher Prozess sein. Es gibt nicht die eine Superformel die überall passt. Dafür ist Gesellschaft viel zu komplex und auch zu veränderlich.

Ein amerikanischer Gerechtigkeitsphilosoph der in so einem Vortrag unbedingt noch erwähnt werden muss ist John Rawls. Rawls starb 2002 im Alter von 81 Jahren und war einer der einflussreichsten Theoretiker des vergangenen Jahrhunderts auf diesem Gebiet. Er hat sich mit der Frage beschäftigt wie wir zu den Regeln kommen, die wir für gerecht halten. Und ich nehme jetzt abschließend nur einen einzigen Gedanken aus seinem umfassenden Konzept heraus. Er nennt es Gerechtigkeit als Fairness.

Die zentrale Idee dabei ist der sogenannte Schleier des Nichtwissens. Rawls sagt, wenn wir entscheiden welche Gerechtigkeitsprinzipien Anwendung finden sollen, dann müssten wir alle an einem Tisch sitzen und das gemeinsam festlegen. Allerdings ohne dass wir wissen, welche Position wir später in der Gesellschaft haben, deren Regeln wir gerade ersinnen. Ob ich ungelerner Schulabbrecher oder Professor, Topsportler oder chronisch schwer krank bin – das weiß ich nicht – das erfahre ich erst wenn wir uns darauf geeinigt haben, wie wir alle zusammen leben können. Und wenn das gelänge – dann hätte man Regeln von denen man sagen kann, sie sind von freien und gleichen Menschen vereinbart.

Natürlich ist diese Idee nur hypothetisch möglich, natürlich wurde Rawls auch kritisiert dafür, aber trotzdem ist dieser Ansatz irgendwie genial – denn Rawls macht damit deutlich, dass all unser Nachdenken über Gerechtigkeit normalerweise in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft stattfindet. Und da können nicht alle Positionen gleich viel Einfluss nehmen. Benachteiligte werden eher Gleichheits- und Bedarfsrechte reklamieren, Bevorteilte plädieren eher für das Leistungsprinzip und statusbezogene Anrechte.

Setzen sie gedanklich mal die Gläubigen ihrer Kirche an einen Tisch, versehen mit einem Schleier des Nichtwissens. Und dann lassen wir sie aushandeln nach welchen Regeln Kirche tickt. Ich bin mir ziemlich sicher, die Kirchen würden anders aussehen.

Soziale Gerechtigkeit ist nichts was Kirche nur in der Gesellschaft anmahnen kann – sondern soziale Gerechtigkeit ist eine echte Herausforderung für die Kirchen selbst.

Literatur:

Frankfurt, H. (2000). Gleichheit und Achtung. Gleichheit oder Gerechtigkeit. A. Krebs. Frankfurt a. M., Suhrkamp: 38-49.

Funke, C. (2017). Gerechtigkeit. Ein philosophischer Überblick für Pädagogen, Berater und Sozialarbeiter. Wiesbaden, Springer VS

Jencks, C. (1988). "Whom Must We Treat Equally for Educational Opportunity to be Equal?" Ethics 98(3): 518-533.

Rawls, J. (2012). Eine Theorie der Gerechtigkeit. Frankfurt a. M., Suhrkamp

Mittmann, Th. (2015). Kirche und „Soziale Gerechtigkeit“ Wandel eines Leitbegriffs am Beispiel der Katholikentage und der Evangelischen Kirchentage. Forschungsjournal Soziale Bewegungen 28(1)90-99

Sen, A. (2010). Die Idee der Gerechtigkeit. München., C.H. Beck